

(Re)Produktivität als ein sozial-ökologisches ,Brückenkonzepť

Adelheid Biesecker, Sabine Hofmeister

1 Einleitung

„Wie wäre die Aufhebung der perversen Koppelung von Produktivität an Zerstörung noch denkbar?“ fragt Christa Wolf (2003: 292) in ihrem den Zeitraum von 1960 bis 2000 überspannenden Tagebuchroman ‚Ein Tag im Jahr‘.

Was sie damit meint, ist klar: Natur, Menschen und soziale Bindungen werden in verschiedener Weise und immer wieder zerstört. Und ökologische und soziale Zerstörung greifen vielfach ineinander: Wenn z.B. eine Textilfabrik in Bangladesh einstürzt und mehr als 1000 Frauen dabei ihr Leben verlieren, weist das auf viel mehr hin als nur auf einen Einzelfall, in dem ‚Sicherheitsstandards‘ nicht eingehalten wurden. Die globalisierte Herstellung von Massenprodukten für die westlichen Industrieländer – gesteuert von globalisierten Märkten – basiert systemisch auf der doppelten Ausbeutung und Zerstörung von Menschen und Natur.

Aber was sind die Ursachen dieser ‚perversen Koppelung‘? Wie kann es geschehen, dass ausgerechnet Produktivität – als Ausdruck des lebendigen Tätigseins – Destruktivität verursacht? Und wie lässt sich das ändern?

Unsere zentrale *These* hierzu lautet: Die Ursache dieser Koppelung von Produktivität und Zerstörung liegt in der die moderne Ökonomie prägenden Abspaltung des ‚Reproduktiven‘ vom ‚Produktiven‘. Diese Trennungsstruktur bildet sich vielfältig ab, sowohl in der ökonomischen Praxis als auch in der herkömmlichen ökonomischen Theorie. Für den Prozess einer nachhaltigen Entwicklung besteht die Aufgabe darin, diese Trennungen zu überwinden. Analytisch und konzeptionell kann die Kategorie (Re)Produktivität dazu beitragen, dass dies gelingt.

Diese These werden wir in drei Schritten verständlich machen. Wir beginnen mit einer Problemanalyse (Kap. 1) und skizzieren auf dieser Grundlage die Aufgabe, vor der die modernen Gesellschaften stehen, wenn sie den Weg einer nachhaltigen Entwicklung einschlagen wollen (Kap. 2). Wir zeigen sodann, dass

und wie auf Grundlage der Kategorie (Re)Produktivität Möglichkeiten sichtbar werden, diesen Prozess zu gestalten (Kap. 3). Der Beitrag schließt mit einem Fazit bezüglich der Qualität der Kategorie (Re)Produktivität als eine sozial-ökologische Vermittlungskategorie (Kap. 4).

2 Das Problem: die Trennungsstruktur des Ökonomischen

Die moderne Ökonomie ist durch ein Trennungsverhältnis charakterisiert – durch die Trennung von Produktion und sog. Reproduktion. Als produktiv gelten nur Tätigkeiten und Prozesse an dem und für den Markt, Arbeits- und Produktionsprozesse für und von Waren (Güter und Dienstleistungen) mit dem Ziel der Profiterzielung. Tätigkeiten jenseits des Marktes dagegen gelten als un-, bestenfalls als ‚reproduktiv‘. Bei genauerem Hinsehen allerdings wird deutlich, dass es sich bei der sog. Reproduktion ebenfalls um ‚Produktion‘ handelt. Denn Reproduktion bedeutet nichts anderes als *Wiederherstellung*, Erneuerung, Wiederholung der Produktion. Diese Prozesse unterscheiden sich substanziell nicht von den Produktionsprozessen als solchen. So gilt z.B. das Herstellen eines Kleidungsstücks als ‚produktiv‘, wenn es im Unternehmen mit dem Zweck des Verkaufs am Markt geschieht, es gilt jedoch als ‚reproduktiv‘, wenn der Produktionsort ein Haushalt ist. Und das Herstellen von fruchtbarem Boden wird dann als ‚produktiv‘ bezeichnet, wenn es durch landwirtschaftliche Erwerbsarbeit geschieht, es wird jedoch als Tätigkeit nicht wahrgenommen, wenn natürliche Prozesse dieses Produkt erzeugen.

Dass das eine als ‚produktiv‘, das andere als ‚reproduktiv‘ angesehen wird, liegt somit nicht in der Sache selbst begründet, sondern in der Trennungsstruktur: Sie reißt auseinander, was im Prozess des Herstellens und Wiederherstellens von Gütern und Leistungen auf das Engste zusammenwirkt: bewertete und nicht-bewertete lebendige Produktivität. Diese Trennung ist im Kern des Ökonomischen angelegt, in der Ökonomie, wie sie bis heute in den kapitalistischen Ländern verstanden wird: als ausschließlich über Märkte koordiniert, als scheinbar autonome Marktökonomie, als „entbettete“ Ökonomie (Polanyi 1978), die des vermeintlich Außer-Marktliehen nicht bedarf. Dieses Außer-Marktliehen umfasst bekanntlich alle unbezahlten Arbeiten sowie die Leistungen der ökologischen Natur – lebendige Tätigkeit, ohne die es kein Wirtschaften gibt. Damit Marktökonomie zum Zweck der optimalen Verwertung des eingesetzten Kapitals funktioniert, bedient sich diese Ökonomie alltäglich der sog. reproduktiven Kräfte, eignet sie sich grenzenlos an, ohne ihnen einen anderen als den monetären Wert beizumessen. Die Handlungsprinzipien dieser Ökonomie sind Profit- oder Nutzenmaximierung, Konkurrenz, Kurzfristigkeit. Gesellschaftlich geht es um

Wachstum der marktlichen Wertschöpfung; gerechnet und bewertet wird in Geld. In dieser Ökonomie ist nur das monetär Bewertete wichtig, obwohl Wirtschaften ohne die sozialen und ökologischen Leistungen nicht möglich wäre. Diese sog. reproduktiven Leistungen der lebendigen Natur und der lebendigen Menschen werden somit gleichzeitig ausgegrenzt und angeeignet.

Nur was am Markt geschieht, ist öffentlich, sichtbar, produktiv und gilt daher als wertvoll. Es steht über dem Nicht-Marktlichen, dem Privaten, Unsichtbaren, ‚Reproduktiven‘ – über dem als wertlos Abgetrennten. Und diese Trennung ist nicht nur hierarchisch, sondern geschlechtshierarchisch, denn der größte Teil der außer-marktlichen Arbeit – seien es Versorgungs-, Für- und Vorsorgetätigkeiten, Subsistenz- und Eigenarbeit sowie wesentliche Bereiche des zivilgesellschaftlichen Engagements insbesondere im sozialen Bereich – sind bis heute Frauensache. Die moderne Gesellschaft und ihre Ökonomie haben all diese Leistungen sozial zu ‚weiblicher Arbeit‘ gemacht, und sie machen das immer noch.

Die Folgen dieser Trennungsstruktur sind jedoch nicht nur (Geschlechter-) Hierarchie und Abwertung, sondern auch Zerstörung – Zerstörung der Produktivitäten der lebendigen Natur und der lebendigen Menschen jenseits des Marktes. Das geschieht nicht nur über deren maß- und sorglose Ausnutzung, sondern auch dadurch, dass viele Kosten des Wirtschaftens von ihnen getragen werden müssen. Die Folge sind daher die vielen sozialen und ökologischen Krisen unserer Zeit. Sie alle sind Ausdruck ein- und derselben Krise: der Krise des ‚Reproduktiven‘ als eine sozial-ökologische Krise. Wirtschaften in diesem Modus vernichtet systemisch sowohl die materialen als auch die sozial lebensweltlichen Grundlagen künftigen Lebens und Wirtschaftens. Es bringt systemisch nicht nachhaltige, d.h. nicht zukunftsfähige Prozesse und Produkte hervor.

3 Die Aufgabe: Überwindung der Trennungsstruktur – ‚Brücken bauen‘

Wie lässt sich diese Krise beheben und dauerhaft verhindern? Wo finden sich Ansätze zur Überwindung der sie verursachenden Trennungsstruktur – wo lassen sich ‚Brücken‘ erkennen? Wir sehen vier solcher ‚Brücken‘:

3.1 Brücke 1: ‚Herstellen‘ und ‚Wiederherstellen‘ neu denken

Die Qualität, um die es bei diesem ‚Brückenbauen‘ geht, kann durch eine neuerliche Betrachtung des Verhältnisses von Herstellen und Wiederherstellen verdeutlicht werden: Die Trennung, so hieß es oben, ist im Kern des Ökonomischen angelegt. Ja, und zwar *nur* dort, nur in dieser paradoxen Struktur. Schauen wir genauer hin, so entdecken wir hier einen widersprüchlichen Prozess des Vermi-

schens einerseits und des Trennens andererseits: Während in den Prozessen der ökonomischen Produktion physisch materiell vermittelt wird – mit dem Resultat, dass durch jeden einzelnen Herstellungsprozess von Gütern und Leistungen NaturKultur-Hybride entstehen –, werden in der ökonomischen Bewertung eben gerade jene Vermittlungsprozesse geleugnet.¹ Hier wird getrennt und gespalten: Nur was das Ökonomische als seine eigene Produktivität erkennt und anerkennt – nur Produktivität, die Profit erzeugt –, geht in die Wertrechnungen ein. In diesem Modus werden ‚Natur/en‘ hergestellt, die, wenn überhaupt, dann nur zufällig jene Eigenschaften mitbringen, die sie als produktive Kräfte und Ressourcen für künftige Lebens- und Wirtschaftsprozesse qualifizieren. Und in diesem Modus werden soziale Lebenswelten erzeugt, die, weil die weibliche Produktivität nicht wertgeschätzt und erneuert wird, die von ihr ausgehenden (re)produktiven Potenziale systematisch untergraben und schließlich verlieren. Sowohl die bewusst und beabsichtigt hergestellten Güter und Leistungen als auch die unbewusst und unbeabsichtigt (mit)erzeugten Nebenprodukte, wie Hochwasserereignisse durch Klimawandel, mit Chemikalien belastete Organismen oder Frauen-, Kinder- und Altersarmut, sind nicht geeignet, das Leben und Wirtschaften künftiger Generationen zu sichern.

Eine nachhaltige Ökonomie hat daher nicht die Trennung, sondern die Vermittlung zum Ausgangspunkt. Sie muss die bewusste Vermittlung von Naturprodukten und -leistungen mit Arbeitsproduktivität und -produkten in den Blick nehmen. Sie muss die Herstellung von (re)produktiven ‚Natur/en‘ und Lebenswelten zu ihrer vorrangigen Aufgabe machen.

Damit wird schon jetzt deutlich: Es geht um mehr als um Brückenbau. Denn Brücken schaffen eine Verbindung zwischen dem bisher Getrennten, aber sie verändern die beiden Seiten nicht. Es geht um Vermittlung. Denn durch Vermittlung entstehen Verbindungen von qualitativ Neuem. Neue gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse können sich so herausbilden.

Auf Basis der Kategorie (Re)Produktivität kann es, so unsere These, gelingen, die zwischen Arbeit und Natur vermittelnden Prozesse – ebenso wie die zwischen erwerblichem und nichterwerblichem Arbeiten – analytisch zu erfassen und einer sozial-ökologischen Bewertung zugänglich zu machen. Die Entwicklung dieser Kategorie konnte und kann sich auf überbrückende Ansätze in verschiedenen theoretischen und praxisorientierten Diskursen stützen. Bevor die

¹ Mit dieser Überlegung nehmen wir das Grundmuster von Latours ‚symmetrischer Anthropologie‘ (1995) auf und wenden es kritisch auf die Analyse der Rolle des Ökonomischen bei der Erzeugung gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse an.

Kategorie selbst näher vorgestellt wird, geht es daher um diese ihr vorgelagerten Brückenelemente.

3.2 Brücke 2: Feministische Ökonomik und ökologische Ökonomik zusammendenken

In diesen beiden, die tradierte Ökonomik hinterfragenden Theoriesträngen wird auf unterschiedliche Weise die Abspaltung des ‚Reproduktiven‘ kritisiert und an seiner Integration in das Produktive gearbeitet:

Mit der Analyse des Trennungsverhältnisses Produktion vs. Reproduktion haben Frauen- und Geschlechterforscher_innen die Herauslösung der Erwerbsarbeit (als vermeintlich einzige produktive Arbeit) aus dem (Re)Produktionszusammenhang frühzeitig kritisch analysiert und die Integration der sog. Reproduktionsarbeit in die ökonomische Theorie gefordert. Die feministische Ökonomik als spezifisch ökonomischer Teil dieses Diskurses ist bis heute wesentlich geprägt durch das Ringen um einen erweiterten Begriff von Arbeit und Arbeitsproduktivität: Die soziale (Re)Produktion menschlichen Lebens, durch Frauen zugewiesene unbezahlte Arbeit gilt es, in die ökonomische Theorie zu integrieren (Jochimsen/Knobloch 1997). Erst ein um diese bislang ökonomisch ausgeblendeten Tätigkeiten erweitertes Verständnis von Arbeit legt frei, dass im Blick auf die lebendige Tätigkeit der Menschen Produktivität von ‚Reproduktivität‘ nicht zu trennen ist. In feministischer Perspektive auf Arbeit wird deutlich: Indem produziert wird, wird ‚reproduziert‘. In jedem einzelnen Prozess der Herstellung von Gütern und Leistungen sind die Wiederherstellungs- und Erneuerungsprozesse des menschlichen und nicht menschlichen Lebens bereits enthalten. (Re)Produktivität – die Einheit von Produktion und ‚Reproduktion‘ – offenbart sich als Modus aller lebendigen Tätigkeit.

Die ökologische Ökonomik dagegen gelangt nur allmählich zu dieser Einsicht. Herman E. Daly (1999/1996), der zur Entstehung dieser Theoriekonzeption wesentlich beigetragen hat, versteht Natur vor allem als Naturkapital, das als begrenzender Faktor für menschliches Wirtschaften wirkt. Die historische Entwicklung skizziert Daly als den Übergang von einer bezüglich der Ökonomie ‚leeren‘ zu einer mit Ökonomie ‚vollen‘ Welt. Er sucht nach der optimalen Größe der Ökonomie (Scale) im Hinblick auf das knappe Naturkapital und nach einer Minimierung und effizienteren Gestaltung der ‚Durchlaufmenge‘ von Rohstoffen und Energie durch die Ökonomie als Teil eines umfassenden Effizienzkonzepts. Aber Natur in dieser Vorstellung von ‚Naturkapital‘ ist ein Bestand, ist nicht Produktivität. Anders als in der feministischen Ökonomik wird hier zunächst nicht eine (re)produktive Leistung – die Tätigkeit der lebendigen Natur – thematisiert, sondern eine statische Natur. Allerdings scheint in Dalys Vorstel-

lung von einer Vermehrung des natürlichen Kapitals durch Investition des „Wartens“ (ebd.: 117) die Produktivität der ökologischen Natur auf. Und dieses Erkennen der Natur als Lebendiges, sich selbst immer wieder neu Herstellendes verstärkt sich in neueren Konzepten des Naturkapitals, z.B. bei Ott/Döring (2008). Für sie ist Naturkapital „nicht nur Rohstoffbasis, sondern auch ein vernetztes Ensemble von lebendigen Fonds“ (Ott/Döring 2008: 219). Fonds sind hier „eine Quelle von Diensten, die Lebewesen für andere Lebewesen erbringen“ (ebd.). Auf diesem Wege also beginnt die ökologische Ökonomik, die (Re)Produktivität der Natur zu erkennen.

In einer in sozial-ökologischer Perspektive vorgenommenen Zusammenführung der feministisch und ökologisch ökonomischen Diskurse zeigt sich also, dass versucht wird, die Abtrennung des ‚Reproduktiven‘ von beiden Seiten her zu überwinden. Auf unserer Suche nach Handwerker_innen und Bausteinen für die Brücken können wir festhalten: Sowohl in der feministischen als auch in der ökologischen Ökonomik sind Brückenbauer_innen am Werk. Nur sehen diese oft nicht, dass sie dabei dasselbe im Blick haben: die Produktivität des ‚Reproduktiven‘.

3.3 Brücke 3: Zukunft der Arbeit – Zukunft der Natur

Zwar ist die Frage nach der Zukunft der Arbeit in den Debatten zu nachhaltiger Entwicklung zentral, doch wird dabei nur selten über die unsichtbare, weil unbezahlte Arbeit gesprochen. Es dominiert ein ‚männlicher‘ Blick auf soziale Gerechtigkeit. Die seit Jahrzehnten vorgetragene Forderung von Frauen, ‚Arbeiten‘ endlich neu zu denken und die versorgungswirtschaftliche Dimension des tätigen Lebens sichtbar zu machen, wird auch in den politischen Nachhaltigkeitsdebatten bislang nicht oder zu wenig berücksichtigt.²

Die Diskussion um die Zukunft der Natur prägt Nachhaltigkeitspolitik ebenso wie die zur ‚Zukunft der Arbeit‘. Doch auch hier finden wir, wie oben schon deutlich wurde, die gleiche verkürzte Wahrnehmung. In diesem die Nachhaltigkeitsdebatten dominierenden Naturverständnis zeigt sich eine merkwürdige Analogie zum Arbeitsbegriff.

Über ‚Natur‘ wird gesprochen, als handele es sich um eine Bestandsgröße: um einen ‚Kapitalstock‘, der mit dem Ziel einer nachhaltigen Entwicklung kon-

² Dies wurde anlässlich des Vortrags von Adelheid Biesecker zur ‚Zukunft der Arbeit‘ vor der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zum Thema ‚Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität‘ am 15.10.12 bestätigt. Trotz des vorgetragenen weiten Arbeitsbegriffs diskutierte die Kommission ausschließlich über Erwerbsarbeit (vgl. Biesecker et al. 2012).

stant zu halten ist.³ Doch wie für ‚Arbeit‘ gilt auch für ‚Natur‘: Sie ist kein Bestand, sondern lebendige Zeit – sie ist nicht statisch, sondern Prozess. Was es also zu erhalten (genauer: zu erneuern) gilt, sind die vielen produktiven Naturprozesse – jene Prozesse, in denen die für Menschen nutzbaren materialen ‚Ressourcen‘ hergestellt werden.

Die Reduktionismen in den beiden Teildebatten ‚Natur‘ und ‚Arbeit‘ sind mithin analog: Indem die Produktivität des sog. Reproduktiven – Natur und soziale Lebenswelt – ausgeblendet wird, werden die Ursachen nicht-nachhaltiger Entwicklung systematisch verborgen. Auch in Nachhaltigkeitsdiskursen werden sozial weibliche und ökologische Produktivität vorausgesetzt, als seien es Naturressourcen, deren Erneuerung ökonomisch nicht gestaltet werden muss.

Die beiden zentralen Diskurse – ‚Zukunft der Arbeit‘ und ‚Zukunft der Natur‘ – bleiben auf diese Weise in den politischen und wissenschaftlichen Debatten zu nachhaltiger Entwicklung unverbunden. Soziale und ökologische Nachhaltigkeitsziele werden nicht im Zusammenhang gedacht. Und es werden weiterhin ‚blinde Flecken‘ mitgeschleppt: Auf Basis sowohl eines reduzierten Arbeits- als auch eines reduzierten Naturbegriffs wird systematisch übersehen, dass Arbeiten viel mehr ist als Erwerbsarbeit, und dass Natur mehr ist als Bestand oder ‚Naturkapital‘ – nämlich sich entfaltende und verändernde Naturproduktivität.

Es setzen sich dieselben Denkmuster durch, die zu einer nichtnachhaltigen Wirtschafts- und Lebensweise geführt haben: Die Trennungsstruktur zwischen Herstellen und Wiederherstellen/Erneuern ist auch in die Nachhaltigkeitsdebatte eingeschrieben.

Jenseits des Trennungsverhältnisses zwischen Produktivem und ‚Reproduktivem‘ wird jedoch deutlich: Die Bewältigung der sozial-ökologischen Krise – der Krise des ‚Reproduktiven‘ – ist nur im Zusammenhang möglich: Bei der Gestaltung der Zukunft der Arbeit und der Zukunft der Natur handelt es sich um ein und dieselbe Gestaltungsaufgabe.

3.4 Brücke 4: Gestalten mit Erhalten/Erneuern verbinden

Indem wir danach fragen, wie diese Gestaltungsaufgabe beschaffen ist, kommen wir zu einer weiteren ‚Brücke‘: der zwischen dem Erhalten bzw., genauer gesagt, Erneuern sozial-ökologischer Produktivität einerseits und dem Gestalten sozial-ökologischer Prozesse und Produkte andererseits.

³ Zu den Grundlagen dieses Naturverständnisses vgl. das Konzept Ecological Economics (dazu insb. Costanza et al. 2001 sowie Daly 1999/1996; zur Kritik vgl. Biesecker/Hofmeister 2009).

Die Leitlinie für diesen Gestaltungsprozess ist für uns das Leitbild Nachhaltige Entwicklung. Im Zentrum dieses Leitbildes stehen zwei normative Elemente, das Gerechtigkeitsgebot und das Integrationsgebot.

Gerechtigkeit wird zweifach ausgelegt: Sowohl zwischen den jetzt lebenden Menschen (intragenerational) als auch gegenüber künftigen Generationen (intergenerational) gilt es, Handlungs- und Gestaltungsoptionen gerecht zu verteilen. Intragenerationale Gerechtigkeit verweist unter anderem direkt auf die Geschlechterverhältnisse. Unumstritten ist, dass Gerechtigkeit beispielsweise zwischen Frauen und Männern eine Grundvoraussetzung für nachhaltige Entwicklung ist. Was aber bedeutet ‚gerecht‘? Gerechtigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang den gleichen Zugang von Frauen und Männern zu und gleiche Verfügungsmöglichkeiten über Ressourcen – Ressourcen wie Einkommen, Bildung, Gestaltungsmacht, Raum und Zeit. In dieser Bedeutung ist Geschlechtergerechtigkeit nicht nur in vielen Ländern des Globalen Südens, sondern auch in denen des Globalen Nordens noch nicht verwirklicht. Nichtgerechte Geschlechterverhältnisse können also nicht nur an Indikatoren festgemacht werden, die die ungleiche Verfügung über Erwerbsarbeit und Erwerbseinkommen messen, wie es im politischen Nachhaltigkeitsdiskurs hierzulande (noch) üblich ist.⁴

Mit dem zweiten normativen Element des Leitbilds Nachhaltigkeit wird nachhaltige Entwicklung zu einem integrativen Konzept. Es wird eine Verbindung zwischen ökonomischer, sozial-kultureller und ökologischer Entwicklung postuliert. Dieses Postulat führt notwendig zu einer Perspektiverweiterung – und zwar auf jede der drei Dimensionen von gesellschaftlicher Entwicklung: So dürfen sich ökologische Entwicklungsziele nicht erschöpfen in der Forderung nach Schutz von Natur und Umwelt, wenn sie mit ökonomischen und sozialen Zielen verbunden werden sollen. Ökonomische Entwicklungsziele lassen sich, wie wir dargestellt haben, nicht reduzieren auf Wachstum gesellschaftlicher Wertschöpfung, wenn sie mit sozialen und ökologischen Zielen verbunden werden sollen. Und schließlich dürfen soziale Entwicklungsziele, wie gezeigt, nicht nur den Erwerbsarbeitsmarkt in den Blick nehmen, sondern müssen die soziale Lebenswelt insgesamt betreffen – und das ist überwiegend die sog. Reproduktionssphäre.⁵ Ein auf Erwerbsarbeit verkürzter Blick auf Nachhaltigkeit blendet demnach

⁴ Als Nachhaltigkeitsziel wird hier formuliert, dass das Einkommen von Frauen in der Altersgruppe zwischen 35 und 39 Jahren von 76% des Einkommens der Männer in derselben Altersgruppe im Jahr 1997 bis zum Jahr 2010 auf 85% verbessert werden solle (vgl. Die Bundesregierung 2002: 90).

⁵ Auch das zeigen die Zeitbudgetstudien des Statistischen Bundesamtes: Unbezahlte Arbeit nimmt weit mehr Zeit in Anspruch als die Erwerbsarbeit, nämlich fast 60% der Gesamtarbeitszeit. Frauen und Männer arbeiten 25 Std./Woche unbezahlt und 17 Stunden bezahlt (Statistisches Bundesamt 2006: 42).

den überwiegenden Teil des tätigen Lebens aus. Die Probleme, die aus nicht-nachhaltigem Wirtschaften resultieren, können in dieser verkürzten Sichtweise nicht erkannt und schon gar nicht gelöst werden. Das Integrationsgebot fordert also dazu heraus, die drei Dimensionen nachhaltiger Entwicklung jeweils mit Bezug auf die anderen zu betrachten. Dann erst stellt sich ein erweitertes und weiterführendes Bild davon her, was Ökonomie, was Soziales und was ‚Natur‘ ist.

Dieses Bild zeigt die neuen Qualitäten von Ökonomie, von Sozialem und von der ‚Natur‘ sowie die Qualitäten der Beziehungen zwischen diesen Dimensionen. Nachhaltige Entwicklung kennzeichnet, das wird jetzt deutlich, „einen offenen, dynamischen und immer wieder zu gestaltenden Prozess; sie beschreibt (...) die *Qualität* eines Entwicklungsprozesses, der seine eigenen natürlichen und sozialen Voraussetzungen aufrechterhält und ständig erneuert“ (Becker/Jahn 2006a: 238). Vor diesem Hintergrund sprechen Egon Becker und Thomas Jahn (1989/1987) schon 1987 von „Reproduktion“ als einem „sozial-ökologischen Brückenkonzept“ (ebd.: 58).

Nachhaltiges Wirtschaften ist demgemäß (re)produktives Wirtschaften – also Wirtschaften jenseits des Trennungsverhältnisses. Es ist Wirtschaften, bei dem sich Herstellen und Wiederherstellen nicht voneinander lösen lassen. Im Herstellungsprozess werden die in ihn eingegangenen Produktivitäten wiederhergestellt. Nachhaltig Wirtschaften heißt daher *Vorsorgen*⁶: Wiederherzustellen und zu erneuern sind die natürlichen und sozialen Voraussetzungen der Produktion – jene produktiven ökologischen und sozial lebensweltlichen Prozesse, die in den Herstellungsprozess von Gütern und Leistungen eingegangen sind und immer wieder eingehen. (Re)Produktion ist bewusst anzulegen – und zwar im ökonomischen Prozess. Daher sprechen wir von einer „Neuerfindung des Ökonomischen“ (Biesecker/Hofmeister 2006).

4 Der Beitrag: die Kategorie (Re)Produktivität

Die Kategorie (Re)Produktivität hat also mehr zu sein als ein ‚Brückenkonzept‘. Menschliche Produktivität (erwerbliche und nichterwerbliche Arbeit) gilt es, mit Naturproduktivität so zu vermitteln, dass dabei ein sozial-ökologisches Produkt

⁶ Das Konzept der (Re)Produktivität ist im Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften entstanden. Hier werden drei Handlungsprinzipien für nachhaltiges Wirtschaften betont: Vorsorge, Kooperation, Orientierung am für das gute Leben Notwendigen. In dem langfristigen (Re)Produktivitätserhalt unseres Konzepts drückt sich dieses Vorsorge-Prinzip aus. (Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften 2013). Vgl. auch Kap. 4 des vorliegenden Beitrags.

entstehen kann, in das die gesamte Produktivität für die künftigen (Re)Produktionsprozesse schon eingelassen ist.

(Re)Produktivität verstehen wir daher als eine Vermittlungskategorie. Sie bezeichnet die „prozessuale, nicht durch Abwertungen getrennte Einheit aller produktiven Prozesse in Natur und Gesellschaft, bei gleichzeitiger Unterschiedenheit. Die Kategorie (Re)Produktivität bedeutet das Zusammendenken von ‚Produktion‘ und ‚Reproduktion‘“ (ebd.: 19).

Der gesellschaftliche Produktionsprozess erweist sich in (re)produktiver Perspektive als eine Abfolge von vier Phasen: (1) der natürlichen Produktion, (2) der menschlichen Produktion (in der die durch die Natur hergestellten Naturstoffe konsumiert werden, indem sie mithilfe von Arbeit in Mittel für die menschliche Bedürfnisbefriedigung verwandelt werden), (3) der menschlichen sogenannten Konsumtion, in der durch Arbeit menschliches Leben neu hervorgebracht, ermöglicht und erhalten wird sowie (4) der natürlichen Reduktion, dem Abbau der Reststoffe, was gleichzeitig (Wieder)Herstellung von Naturproduktivität bedeutet, sodass der Prozess von Neuem und qualitativ erneuert beginnen kann.

(Re)Produktivität vermittelt durch alle vier Phasen hindurch Arbeits- mit Naturproduktivität, Gesellschaft mit Natur; sie vermittelt zwischen den Zeiten Vergangenes mit Gegenwärtigem und Zukünftigem; und schließlich wird in einer (re)produktiven Ökonomie Wirtschaften an gesellschaftliches, an demokratisches Handeln rückgebunden – an ein Handeln, das auf die Erneuerung des Sozialen und Ökologischen gerichtet ist. Ein solches Handeln verorten wir nicht ausschließlich in der Sphäre des Politischen – wir begreifen demokratisches und damit kooperatives Handeln auch als zukunftsfähige Handlungsweise zur Gestaltung der produktiven Prozesse innerhalb der verschiedenen Phasen der gesellschaftlichen (Re)Produktion.⁷ Von hier aus ließe sich sagen: (Re)Produktivität als Vermittlungskategorie schlägt eine ‚Brücke‘ auch zwischen Ökonomischem und Politischem, wobei das Politische Priorität erhält.

In der Perspektive auf das gestalterische Potenzial der Kategorie (Re)Produktivität zeigt sich erstens, dass die der (menschlichen) Produktion vorgelagerten und die der menschlichen Konsumtion nachgelagerten Prozesse die entscheidenden sind. Hier wirkt die Produktivität der Natur: Es ist tätige Natur, die die für die Produktion von Gütern und Leistungen nötigen Stoffe, Energie und Prozesse bereitstellt und für die Rückführung der aus der menschlichen Konsumtion hervorgehenden Produkte in den Naturhaushalt sorgt – beide, Produktion und Reduktion, sind identisch. Dabei verstehen wir ‚Natur‘ – Naturpro-

⁷ Damit sind auch die Unternehmen gemeint. Hier nehmen wir die Debatte um die Wirtschaftsdemokratie auf, wie sie heute wieder in gewerkschaftlich orientierten Kreisen geführt wird.

dukte und Naturproduktivität – nicht im Unterschied oder gar im Gegensatz zu Gesellschaftlichem, sondern in der Verbindung damit: als Resultat aus vergangenen (Re)Produktionsprozessen. Dieses ‚soziale Naturprodukt‘ und die aus der Vermittlung hervorgegangene Naturproduktivität bilden Anfang und Ende des gesamten (Re)Produktionsprozesses.

Es zeigt sich zweitens, dass es in jeder Phase des (Re)Produktionsprozesses zu materiellen ‚Vermischungen‘ von Natürlichem und Gemachtem, zu Hybridisierungen durch Wirtschaften kommt. Alles Wirtschaften läuft auf die Verbindung von Arbeits- mit Naturproduktivität hinaus. Die Strategien des ‚Reinhaltens‘ von Natur und sozialer Lebenswelt durch eine falsche ökonomische Bewertung (durch Externalisierung der Leistungen von Natur und Lebenswelt in der Bewertung) gehen nicht auf (übrigens auch nicht, wenn wir bestimmte Räume, Lebewesen oder Prozesse vom Ökonomischen ‚freihalten‘ wollen).

Es zeigt sich drittens, dass diese Vermittlungsprozesse zwischen Natur- und Arbeitsproduktivität organisiert werden müssen. Wenn ökonomisches Handeln grundsätzlich Vermitteln bedeutet, dann gilt es, alle ökonomischen Anstrengungen auf ein ‚brauchbares‘, d.h. (re)produktives sozial-ökologisches Produkt zu richten – dafür werden ökonomisches Wissen, soziale Weit- und Umsicht sowie technische Kreativität gebraucht. Die Maxime lautet: Die Produktion von Gütern und Leistungen schließt die Prozesse des Erhaltens und Erneuerns derjenigen Leistungen ein, die gebraucht werden, um diese Prozesse in der Zukunft wiederholen zu können. Gestalten und Erneuern sind ein einziger Akt.

Doch wie lässt sich dieses Handlungsprinzip realisieren? Oder: Wie organisieren wir den (Re)Produktionsprozess?

Beginnen wir mit der *materiell-technischen* Dimension: Die Produktentwicklung schließt die Entwicklung der materialen ‚Redukte‘ ein. So werden beispielsweise Textilien aus biologisch abbaubaren Stoffen hergestellt, Anlagen zur Energieerzeugung können vollständig rückgebaut und die Materialien wiederverwendet werden. Die Entscheidungen darüber, was in welchem Umfang und auf welche Weise produziert wird, werden entlang sozial-ökologischer Kriterien getroffen. Die ökonomische Bewertung wird von einer einzelwirtschaftlichen zu einer gesellschaftlichen Aufgabe.

Das ist gemeint, wenn wir sagen, Ökonomie wird nicht mehr das sein (können), was es jetzt ist: Nicht der die autonome – von seinen ihren sozialen und ökologischen Kontexten – ‚freie‘ Unternehmer_in trifft die Entscheidungen über Produkte und Produktionsformen, sondern es geht um gemeinschaftliche Bewertungen und Entscheidungen. Diese werden diskursiv, partizipativ und kooperativ erarbeitet und ausgehandelt werden müssen. Nur so ist Gerechtigkeit realisierbar, wie es das Leitbild Nachhaltige Entwicklung erfordert. Und genau das ist ge-

meint, wenn wir vom Primat des Politischen in einer nachhaltigen Ökonomie sprechen!

Kommen wir zur *sozial-kulturellen* Dimension: Hier geht es um die Frage, wie die in allen vier Phasen des gesellschaftlichen (Re)Produktionsprozesses anfallenden Arbeiten auf alle Gesellschaftsmitglieder verteilt werden, und wie diese Arbeiten bewertet werden. Die geschlechtliche Arbeitsteilung wird durch die Aufhebung der Trennung von ‚produktiver‘ und ‚reproduktiver‘ Arbeit überwunden – aber wie sieht die neue Struktur der gesellschaftlichen Arbeit aus? Auch hier geht es um gesellschaftliche Aushandlungs- und Bewertungsprozesse. Das Ergebnis ist heute zwangsläufig unbekannt. Sicher ist nur, dass, gemäß dem Gerechtigkeitsgebot des Leitbilds Nachhaltige Entwicklung, alle Akteure einbezogen werden müssen. Die soziale Organisation einer nachhaltigen Wirtschaftsweise kennt keine Ausgrenzungen mehr.

Verbunden mit dieser anderen materiell-technischen und sozial-kulturellen (Re)Produktionsweise und verbunden mit einer anderen Bewertungs- und Entscheidungskultur wird es zu Verschiebungen auch der *kulturell-symbolischen* Ordnungen kommen: Neue Natur- und Geschlechterverhältnisse bilden sich aus – nicht etwa allein aus Gründen der Gerechtigkeit, sondern auch weil es ökonomisch notwendig wird: Die Produktivität der Natur und die der ‚Frauen‘ (des sozial Weiblichen) – das, was bisher ausgegrenzt ist – werden zu Basiskategorien in einer nachhaltig wirtschaftenden Gesellschaft.

Soweit also unsere konzeptionell theoretischen Überlegungen zur Verbindung von Geschlechter- und Naturverhältnissen im Blick auf eine Nachhaltige Entwicklung, wie sie in die Kategorie (Re)Produktivität eingemündet sind.

5 Das Fazit: (Re)Produktivität als Vermittlungskategorie

Wir kommen zur Frage, was der Beitrag einer – als ‚Brückenkonzept‘ verstandenen – feministisch ökologischen Ökonomik zur Nachhaltigkeitsdebatte ist. Was leistet speziell die Geschlechterperspektive in Hinblick auf die notwendige ‚Neuerfindung‘ des Ökonomischen für eine nachhaltige Gesellschaft?

Die Kategorie (Re)Produktivität wurde von uns im Kontext des Konzeptes Vorsorgendes Wirtschaften entwickelt. Unter dieser Bezeichnung arbeitet seit nunmehr 20 Jahren ein Netzwerk, das sich als eine Gruppe von ‚Erfinderinnen‘ einer neuen – an Geschlechtergerechtigkeit und Naturerhalt orientierten – Ökonomie versteht.

Schon zu Beginn der 1990er Jahre haben wir jene drei Handlungsprinzipien für nachhaltiges Wirtschaften formuliert: Vorsorge, Kooperation und Orientierung am für das gute Leben Notwendigen. Diese sind aus einer den versorgungs-

und erwerbswirtschaftlichen Bereich umschließenden Alltagsperspektive auf Ökonomie formuliert. Wie für die Kategorie (Re)Produktivität gilt auch hier, dass die Erkenntnisse der kritisch feministischen Ökonomik hierin aufgenommen und erweitert wurden auf die Frage nach der Vermittlung mit ‚Natur‘.

Mit *Vorsorge* sind dabei drei zentrale Aspekte angesprochen, die in das (re)produktionstheoretische Modell eingeflossen sind: Vorsorge im Sinne der bewussten Vorausschau in eine ungewisse Zukunft, die einmal die hoffentlich lebenswerte Gegenwart künftiger Generationen sein wird⁸ (Vorsorge, die somit Vorsicht und den Blick auf die langfristigen Handlungsfolgen beinhaltet); Vorsorge als Verbindung von sozialen mit natürlichen Prozessen und Vorsorge als Eingebundenheit des wirtschaftlichen Handelns in Raum- und Zeitskalen, -muster und -qualitäten von Gesellschaft und Natur. Der (Re)Produktionsprozess ist somit als ein Prozess in der Zeit und in Zeiten konzipiert. In der Vorausschau auf künftige Wirtschaftsprozesse wird entschieden, was in welcher Menge und Qualität herzustellen ökonomisch rational, weil nach sozial-ökologischen Kriterien wünschenswert ist. (Re)Produzieren bedeutet Wirtschaften in räumlichen und zeitlichen Kontexten. Diese werden den gesellschaftlichen Entscheidungen über Quantität und Qualität der produzierten Güter und Leistungen zugrunde gelegt. Die Perspektive auf künftige Handlungen und auf die dafür erforderlichen ökologischen, materialen wie sozial lebensweltlichen und kulturellen Ressourcen ist für das Modell konstitutiv. Vorsorge ist nicht nur Anlass und Ziel einer (re)produktiven Ökonomie, sondern Vorsorge kennzeichnet ihre neue Rationalität.

(Re)Produktivität ist ein Modell, das auf *Kooperation* setzt. Denn Ziel (re)produktiver Ökonomie ist es, einen Vermittlungsprozess zwischen Arbeits- und Naturproduktivität zu organisieren. Natur und Arbeit wirken immer und überall, wo gewirtschaftet wird, zusammen. (Re)Produktives Wirtschaften verstehen wir als einen Vermittlungsprozess zwischen zwei ungleichen, jedoch gleichgewichtigen und gleichberechtigten Produzent_innen. (Re)Produzieren bedeutet daher auch, dass mit nicht menschlichen Naturen – mit Naturwesen und -prozessen in deren Räumen und Zeiten – ‚kooperiert‘ werden muss. Und es bedeutet, dass die an den (Re)Produktionsprozessen beteiligten menschlichen Akteure – seien es Produzent_innen oder Konsument_innen, Industriearbeiter_innen oder Dienstleister_innen, Produktentwickler_innen oder Reduktentwickler_innen – miteinander kooperieren. Auch unter dieser Maxime geht es um die Teilhabe aller gesellschaftlicher Gruppen an den Entscheidungen über die (Re)Produktionsprozesse und deren Bewertung.

⁸ Vgl. zu diesem Zukunftskonzept Adam (2013).

Das Handlungsprinzip *Orientierung am für das gute Leben Notwendigen*, das als eine Gestaltungslinie für die (re)produktive Ökonomie verstanden wird, verweist schließlich unmittelbar auf den gesellschaftlichen Diskurs um Nachhaltigkeit. Was gutes Leben historisch in kultureller, sozialer und ökologischer Hinsicht bedeutet und was dafür notwendig ist, kann nur immer wieder neu ausgehandelt werden. Es ist nichts, was vorweg bestimmt oder gar ausgerechnet werden könnte, sondern erfordert gesellschaftliche Auseinandersetzungen, in denen sich die verschiedenen Vorstellungen vom guten Leben Gehör verschaffen.

Kommen wir abschließend noch einmal auf die eingangs zitierte Frage von Christa Wolf (2003) zurück: „Wie wäre die Aufhebung der perversen Koppelung von Produktivität an Zerstörung (...) denkbar?“ (ebd.: 292). Wir meinen, durch unsere Überlegungen eine Antwort gefunden zu haben. Sie lautet: Durch Rückbindung des Produktiven an das ‚Reproduktive‘. Genau das, denken wir, leistet die Kategorie (Re)Produktivität. Der hiermit verbundenen Aufgabe, das Ökonomische neu zu denken und neu zu gestalten, sollten wir uns stellen: Denn ohne eine ‚Neuerfindung‘ des Ökonomischen wird eine nachhaltige Gesellschaft nicht möglich sein!

Literatur

- Adam, Barbara (2013): Sustainability through a temporal lens: Time, future, process. In: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (2013), S. 115-130.
- Becker, Egon/Jahn, Thomas (1989/1987): Soziale Ökologie als Krisenwissenschaft. Frankfurt a.M.
- Becker, Egon/Jahn, Thomas (2006a): Dynamik gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Dies. (Hrsg.) (2006), S.237-239.
- Becker, Egon/Jahn, Thomas (Hrsg.) (2006b): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt a.M./New York.
- Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur sozial-ökologischen Forschung. München.
- Biesecker, Adelheid/Hofmeister, Sabine (2009): Starke Nachhaltigkeit fordert eine Ökonomie der (Re)Produktivität. Der Beitrag des Schlüsselbegriffs Naturproduktivität zur Fundierung einer Theorie der Nachhaltigkeit. In: Egan-Krieger et al. (2009), S. 167-192.
- Biesecker, Adelheid/Wichterich, Christa/von Winterfeld, Uta (2012): Feministische Perspektiven zum Themenbereich Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität. Abrufbar unter: www.rosalux.de/publication/38838/feministische-perspektiven-zum-themenbereich-wachstum-wohlstand-lebensqualität.html (22.12.12).

- Costanza, Robert/Cumberland, John/Daly, Herman/Goodland, Robert/Norgaard, Richard (2001): Einführung in die Ökologische Ökonomik. Herausgegeben von Eser, Thiemo/Schwaab, Jan A./Seidl, Irmi/Stewen, Marcus. Stuttgart.
- Daly, Herman E. (1999/1996): Wirtschaft jenseits von Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre nachhaltiger Entwicklung. Salzburg/München (Engl. Originalausgabe (1996): Beyond Growth. The Economics of Sustainable Development. Boston/Massachusetts).
- Die Bundesregierung (2002): Perspektiven für Deutschland. Unsere Strategie für eine nachhaltige Entwicklung. Berlin.
- Egan-Krieger, Tanja/Schultz, Julia/Thapa, Philipp P./Voget, Lieske (Hrsg.) (2009): Die Greifswalder Theorie starker Nachhaltigkeit. Ausbau, Anwendung, Kritik. Marburg.
- Jochimsen, Maren/Knobloch, Ulrike (1997): Making the hidden visible: the importance of caring activities and their principles for any economy. In: Ecological Economics 20 (2). 1997, S. 107-112.
- Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin.
- Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.) (2013): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens. Marburg.
- Ott, Konrad/Döring, Ralf (2008): Theorie und Praxis starker Nachhaltigkeit. Marburg.
- Polanyi, Karl (1978/1944): The Great Transformation: Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt a.M.
- Statistisches Bundesamt (2006): Im Blickpunkt – Frauen in Deutschland. Wiesbaden.
- Wolf, Christa (2003): Ein Tag im Jahr. 1960-2000. München.